

Leseprobe aus:
Prune Antoine
Eine Frau in Deutschland



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2025 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSE BERLIN



Prune Antoine

EINE FRAU IN DEUTSCHLAND

Der Fall der Christiane K.

Aus dem Französischen
von Theresa Benkert

Hanser Berlin

Die französische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
La mère diabolique bei Éditions Denoël, Paris

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

1. Auflage 2025

ISBN 978-3-446-28271-1

Copyright © Prune Antoine, 2024

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2025 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Kolbergerstraße 22 | 81679 München | info@hanser.de

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke
des Text und Data Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Anzinger und Rasp, KI-generiert/Midjourney

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

*Für alle teuflischen Mütter
und für Nil, immer*

Der Inhalt dieses Buchs stützt sich auf offizielle Dokumente, Tagebucheinträge, Gespräche mit den betroffenen Personen sowie die im Zuge meiner Recherche rekonstruierten Geschehnisse.

In den Kapiteln, die mit Sternchen gekennzeichnet sind, nehme ich die Perspektive von Schlüsselpersonen im Prozess ein. Diese Personen sind fiktionalisiert. Während ich auch hier so nah wie möglich an der Realität bleibe und mich auf Quellen wie Gerichtsakten, Zeugenaussagen sowie auf die Berichterstattung und meine Internetrecherche beziehe, versuche ich, mich gleichzeitig mithilfe meiner Vorstellungskraft und Empathie in ihre Gedankenwelt hineinzusetzen.

Mit diesem Buch möchte ich als Reporterin sowie als Schriftstellerin etwas Neues schaffen: Ich verbinde das, was *narrative non-fiction* genannt wird – die Schilderung realer Begebenheiten mittels der Erzähltechniken des Romans –, und Fiktion, die meiner Imagination entsprungen ist. Mein Ziel war es, der Komplexität des Falls damit ein Stück näherzukommen. Manchmal ist Fiktion eine Lüge, die die Wahrheit erzählt.

Viele Namen im Text wurden anonymisiert.

DIE TAT

Begonnen hatte der Tag wie jeder andere. Gegen 6:30 Uhr wacht sie auf dem Schlafsofa im Wohnzimmer auf. Schwaches Licht dringt durch die Fensterläden, Regen trommelt gegen die Scheiben. Sie reibt sich die Augen, greift nach ihrem Handy. Eine Reihe von Nachrichten ploppt auf, nirgends passiert mehr etwas, überall nur noch Corona. Sie öffnet WhatsApp: Vielleicht hat ja Tobias, ihr Ex, geschrieben? Vor drei Tagen ist er noch da gewesen, hat mit den Kindern Playstation gespielt. Ende August hatten sie Timos Geburtstag gefeiert. In den Wochen davor hatten sie noch miteinander geschlafen, er meinte, er hätte gern ein siebtes Kind. Aber nach dem Sex verschwindet Tobias jedes Mal. Wie eine Katze, keiner weiß, wohin. Wenn er da ist, enden ihre Diskussionen immer in Geschrei.

Christiane muss oft an die Nachbarn denken: die papierdünnen Wände, die niedrigen Decken, das enge Zusammenleben. Vor zwei Jahren haben sie diese hundert Quadratmeter große Sozialwohnung im zweiten Stock eines Gebäudeblocks in der Solinger Vorstadt bezogen. Shishas und Katzen hinter den Fenstern, Gebetsteppiche, die auf den Balkonen trocknen, und Satellitenschüsseln wie Monde. Die Namen auf den Klingelschildern lassen an den Kaukasus, die Türkei und die ehemalige Sowjetunion denken. Sie mag das schmale Treppenhaus nicht, die fremden Essenserüche, die zwischen den Stockwerken umherwabern. Die Nachbarn, die einem durch die Wände zum Greifen nah sind: ihr Stöhnen, ihr Gestreite, ihre Einsamkeit vor dem laut aufgedrehten Fernseher. Christiane bekommt deren

ganzes Leben mit, spricht aber mit niemandem. Das hier ist nicht die Welt, in der sie aufgewachsen ist. Die Welt von Fußballweltmeisterschaften, Abendbrot und RTL2.

Sie steht auf und geht ins Bad. Schaltet den kleinen Heizlüfter ein, die Temperaturen sind über Nacht gesunken. Alle Paare machen mal schwierige Zeiten durch. Wie lange sind sie jetzt schon verheiratet, sieben Jahre? Vier Kinder plus ihre beiden ersten, die Tobias mit ihr zusammen großzieht, als wären es seine eigenen. Drei Jungs und drei Mädchen. Vor einem Jahr dann hat es ihr endgültig gereicht: Sie hat die Scheidung und das alleinige Sorgerecht beantragt. Was soll sie auch mit so einem Klotz am Bein? Arbeitslos und depressiv. Wenn Tobias sich richtig mies fühlt, ist sie an allem schuld. An der Langeweile, dem Gefühl, ein Versager zu sein, dem Kindergeplärr. Nach dem Krach haut er jedes Mal ab.

Und dann der Alkohol, den er in der Kneipe oder nach dem Einkaufen heimlich im Badezimmer runterstürzt, auch wenn er wieder und wieder damit aufzuhören verspricht, der ihn so unausstehlich werden lässt, dass sie sich mit den Kindern im Schlafzimmer verbarrikadieren muss. Sie erinnert sich an den letzten Urlaub in Griechenland, wo er seine Abende damit zugebracht hat, mit einem Plastikbecher in der Hand die Strandbars abzuklappern. Bier, Gin, Wein. Eines Abends war er so betrunken, dass er auf dem Bett zusammengeklappt ist und nur noch unverständliches Zeug vor sich hin gebrabbelt hat. Damals musste sie sich eingestehen, dass er nun wohl vollends die Kontrolle zu verlieren drohte. Dass sie alldem ein Ende setzen musste, ehe es zu spät war.

Es kommt vor, dass Tobias monatelang nicht erreichbar ist. Wenn er wieder auftaucht, hat er immer Ausreden parat: zu wenig Anerkennung, zu wenig Geld, das Leben an sich. Sie schreibt

seine Bewerbungen, kümmert sich um den Papierkram für das Arbeitslosengeld und das Wohngeld, holt ihn am Bahnhof ab, wenn er sich doch wieder entschließt, nach Hause zurückzukehren. Manchmal kommt es im Streit zu Handgreiflichkeiten. Die Kinder rührt er aber nie an. In den letzten Monaten ist die Polizei zweimal bei ihnen gewesen. Die Bullen sprechen immer nur mit ihr, so, als wäre es ihre Schuld. Dabei müssten sie eigentlich Tobias zurechtweisen, aber da er kein Wort sagt, denken alle, er hätte nichts getan.

Sorgfältig schminkt Christiane sich vor dem Spiegel und wählt ihr Outfit. Kohlrabenschwarzer Lidschatten, dick aufgetragene Wimperntusche, enganliegende Jeans. Sie ist blond, etwas füllig. Sie liebt es, neue Frisuren auszuprobieren, macht sich gern Masken oder Maniküren. Sie trägt kein Parfüm, nichts Künstliches, bevorzugt den Duft nach Seife und Baby. In einer Ecke des Badezimmers liegen zwei Kurzhanteln: Seit ihren Schwangerschaften zwingt Christiane sich, auf ihr Gewicht zu achten. Sie hat einen gesunden Appetit und kann bei Sahnekuchen oder Spaghetti alle vongole nicht widerstehen. Also hält sie sich fit, ein bisschen Gymnastik und Online-Pilateskurse. Nur weil sie Mutter ist, muss sie sich noch lange nicht gehen lassen. Selbst mit Kinderwagen und Einkaufstaschen schauen ihr die Männer auf der Straße oder an der Bushaltestelle noch hinterher. Als sie sich die langen blonden Haare fertig frisiert hat, greift sie wieder zum Handy und öffnet die Dating-App Love-Scout24. Wie kleine leuchtende Sterne blinken die Nachrichten der Männer, die sich für sie interessieren, auf dem Bildschirm auf. Luca, einer ihrer drei Söhne, hat sie darauf gebracht, sich bei einem Datingportal anzumelden, nachdem sie zusammen diese Werbung im Fernsehen gesehen hatten. *»Alle 11 Minuten verliebt sich ein Single.«*

»Was ist das, ein Single?«, hatte er gefragt.

»Ein Mensch, der keinen Partner hat.«

»So wie du, Mama, du hast auch keinen Partner.«

»Ich bin aber verheiratet, da ist das anders.«

»Aber du bist doch immer allein. Wieso suchst du dir nicht auch einen Single?« Lachend hatte sie ihm über den Kopf gestrichen.

»Das geht nicht so einfach, wie du denkst. Außerdem müssen sich ja beide Menschen verlieben.«

»Kann man mehrmals heiraten?«

»Ja, man muss sich dann aber erst scheiden lassen, bei einem Gericht.«

»Dann mach das, Mama. Such dir einen anderen Mann, in den du verliebt bist, und heirate ihn.«

»Warum sagst du denn so was, Luca?«

»Dann haben wir wieder einen Papa, der sich auch um uns kümmert.«

Ihr hatte es die Kehle zugeschnürt, nur mit großer Mühe hatte sie die Tränen zurückhalten können. Kindermund tut Wahrheit kund. Wenn man gleich sechs hat, kann man sich nur schwer was vormachen. Obwohl sie sich ganz bestimmt nicht mehr verlieben wird. Wenn die Kinder im Bett sind, chattet sie mit Unbekannten, um sich abzulenken. Um sich nicht mehr ganz so mies und nichtsnutzig zu fühlen, um sich zu vergewissern, dass irgendjemand da draußen, und sei es nur hinter einem Bildschirm, zumindest ein bisschen auf sie abfährt. Tobias ist eifersüchtig. Wenn er sich aufregt, hat sie das Gefühl, dass er sie noch will. Wenigstens sieht er sie dann richtig an. Warum nur bekommen sie es einfach nicht hin? Sobald er wieder zu Hause auftaucht und sie zusieht, wie er entspannt mit den Kindern lacht oder spielt, denkt sie, dass sie gar nicht so schlecht dran sind. Er küsst sie, sagt, dass er nur sie liebt, und schon ist der Rest vergessen. Der Tag bekommt wieder Farbe. Tobias hat

sogar eine Therapie begonnen. Anfang August war ihr aufgefallen, dass er ein neues Parfüm trägt und ständig am Handy ist. Hatte er etwa eine Neue?

Für Oktober hat sie schon für alle zusammen einen Familienurlaub in Kroatien gebucht. In einem Monat sitzen sie im Flugzeug. Und dann liegen sie endlich am Strand. Sandburgen für die Kinder, ein Hotel mit Vollpension, gemeinsame Zeit. Endlich eine ganz normale Familie sein. Christiane räumt die Spülmaschine aus, bereitet mechanisch das Frühstück zu, geblendet vom Licht der Deckenlampe. Danach wird sie die Kinder wecken. Es ist immer die reinste Rennerei am Morgen. Alex, ihr Ältester, ist schon auf den Beinen. Er macht sich für die Schule fertig, um 7:15 Uhr muss er den Bus direkt vor der Haustür nehmen. Während er sich anzieht, fällt ihr auf, wie sehr er sich schon wieder verändert hat. Die an den Waden etwas zu kurze Jeans, seine komische Stimme. Schon verrückt, wie die Kinder im Sommer plötzlich in die Höhe schießen. Die Kleinen sind noch im Bett, alle ganz verschlafen. Leonie ist zwei, Sophie drei, Timo sechs und Luca acht. Nur Melina ist noch ein Baby mit ihren Speckfältchen und ihrem Duft nach Milch. Christiane vergräbt die Nase in ihrer Halsbeuge, die Windel ist über Nacht ausgelaufen und muss gewechselt werden. Sechs Kinder in Vollzeit. Manchmal ist sie so müde, dass sie nur noch eins will: schlafen. Alle zwei Wochen schaut ihre Mutter vorbei und hilft ihr ein bisschen, aber zurzeit hat Christiane immer mehr das Gefühl, dass in ihr etwas kaputtgeht. Manchmal kippt sie aus den Latschen. Einfach so, ganz plötzlich, sackt sie wie eine Stoffpuppe in sich zusammen.

Der Küchentisch ist ordentlich gedeckt: Müsli, Milchbrötchen, frisch geschnittenes Obst, Schüsseln und Teller. Die Kinder schlurfen herein. Da hört sie Timo husten und Luca klagt

über Kopfschmerzen. Seit März 2020 wird ihr Leben von der Pandemie bestimmt: die Todeszahlen in den Nachrichten, der drohende Lockdown, die Nachbarn als Hobby-Virologen. Wahrscheinlich ist es nur eine Erkältung, die Jungs haben kein Fieber, aber es kommt gar nicht infrage, sie in die Schule zu schicken. Eine laufende Nase in der Öffentlichkeit? In Zeiten von Corona ist das schon fast kriminell. Sie ruft in der Schule an und meldet sie krank. Alex hat seine Tasche fertig gepackt, er verabschiedet sich. Die Tür fällt ins Schloss. Christiane fängt an, den Tisch abzuräumen, bittet die Kinder, sich in ihrem Zimmer anzuziehen. Danach werden sie rausgehen und schaukeln oder ein bisschen spazieren.

Geistesabwesend blickt sie auf ihr Handy. Ein neuer Typ namens Marlon hat ihr geschrieben. Wie gern würde sie Tobias einfach vergessen. Auf WhatsApp öffnet sie noch einmal das Profilbild ihres Ex. Ein Stich fährt ihr ins Herz: Er hat sein Foto ausgetauscht. Auf dem neuen Bild hält er eine andere Frau im Arm. Ihre Gedanken geraten durcheinander, sie kann es nicht glauben. Wie ferngesteuert stellt sie einen Topf mit Wasser auf den Herd. Sie muss noch das Mittagessen vorbereiten. Die Kinder sind in ihrem Zimmer, wie gedämpft dringt ihr Geschrei von weitem zu ihr durch. Ein schwarzer Schleier fällt vor ihre Augen. Es klopft an der Tür. Sie nimmt an, dass Alex etwas zu Hause vergessen hat. Sie öffnet: Auf der Schwelle steht ein Mann, den sie noch nie gesehen hat. Er ist ganz in Schwarz gekleidet, trägt eine OP-Maske und Einmalhandschuhe. Er starrt sie lange an.

»Nele?«

»Nein, ich bin nicht Nele. Mein Name ist Christiane.«

»Nele, ich werde dein Leben zerstören, so wie du damals mein Leben zerstört hast.«

DER TATORT

Wer bei der Polizei oder Feuerwehr arbeitet, wird seinen Job an manchen Tagen sicher bereuen. So geht es auch den Einsatzkräften am 3. September 2020 um 14 Uhr, als sie in der Hasselstraße in Solingen ankommen. Einen Tatort abzusperren oder einen Erhängten abzunehmen, daran kann man sich noch gewöhnen. Aber bei so einem Fall weiß man sofort, dass man nie die richtigen Worte dafür finden wird. Dass man den Rest seines Lebens darum kämpfen wird, diese Bilder aus dem Gedächtnis zu streichen.

An den Tatort wurden sie von der Polizeileitstelle Wuppertal geschickt. Eine gewisse Julia hatte den Notruf abgesetzt: Sie kann ihre Tochter, Christiane K., siebenundzwanzig Jahre, nicht erreichen. Diese hätte ihr besorgniserregende Nachrichten hinterlassen. Durch den Hörer spürt die Beamtin die Panik, die die Stimme der Anruferin schärfer werden lässt. Ein Angstanfall, Unbehagen, oft sorgen sich die Leute schon wegen einer ungelesenen Nachricht oder einem nicht entgegengenommenen Anruf. Meist ist es nur eine Lappalie. Seit der Coronapandemie geraten immer mehr Menschen ins Trudeln. Die Beamtin zeigt sich zuversichtlich, sie bietet Julia sogar an, am Apparat zu bleiben, während sie den Rettungsdienst zur Wohnung entsendet. So würde sie gleich erfahren, was Sache ist.

Wie ein Komet schießt die Kolonne der Funkstreifenwagen durch Solingens düstere Straßen. Adolf Eichmanns Geburtsstadt sorgt nur selten für Schlagzeilen. Einmal abgesehen von 1993, als ein rassistischer Brandanschlag das erst kürzlich wie-

dervereinte Land schockierte: Vier junge Skinheads hatten das Wohnhaus einer türkischen Einwandererfamilie abgebrannt. Fünf Tote, darunter drei Kinder. Die Jugendstrafen von zehn Jahren und die fünfzehnjährige Freiheitsstrafe sind beispielhaft für Deutschlands Nachsicht gegenüber der Rechtsextremen, wie der schludrig geführte NSU-Prozess oder der unerbittliche Aufstieg der AfD-Partei später zeigen werden. Während des Zweiten Weltkriegs unter Beschuss geraten, ist die Stadt heute mit rund 160 000 Einwohnern ein echter Moloch aus Beton: mehrere Zentren, eine aufgesplitterte Stadtstruktur, die sich über eine Fläche von rund neunzig Quadratkilometern erstreckt, eingebettet im Ruhrgebiet. Arbeiter, Hochöfen, Industrie.

Das Blaulicht flackert im feinen Nieselregen vor dem Gebäudekomplex mit den grau verwaschenen Sozialwohnungen. Der Rettungsdienst ist in der am Stadtrand gelegenen Wohnsiedlung Hasseldelle angekommen. Ein Viertel, das in den Medien oft als Brennpunkt beschrieben wird. Will heißen: Zuwanderung und prekäre Verhältnisse. Was die örtlichen Vereine natürlich erzürnt, die lieber die Vielfalt und die hier herrschende Solidarität betonen.

Die Einsatzkräfte betreten das Haus und steigen in den zweiten Stock. Sie klopfen. Keine Reaktion. Sie treten die Tür ein. Die Vierzimmerwohnung mit den niedrigen Decken und dem Rauputz an den Wänden wirkt etwas unordentlich. In der Luft hängt ein seltsamer gasähnlicher Geruch. Sie öffnen die Fenster. Das Wohnzimmer ist verlassen, der Frühstückstisch in der Küche noch gedeckt. Müslischalen, Tassen, Essensreste und Krümel auf dem Boden. Nichts Auffälliges im Wohnzimmer, ein großes Sofa und ein ausgeschalteter Flachbildfernseher. Am schlimmsten ist die Stille, die alles wie eine dicke Schicht umhüllt.

Die Rettungskräfte rücken in den Flur vor: Kinderzeichnungen sind mit Reißzwecken an den Wänden befestigt. Sie gehen

ins erste Zimmer. An der Tür ein Wimpel von Bayer Leverkusen. Auf der Kommode ein leeres Terrarium. Spielzeug auf dem Boden, verstreute Kleidung, zwei Hochbetten. Sie treten näher. Vier Kinder liegen jeweils zu zweit in einem Bett, das eine am Kopf- und das andere am Fußende. Sie wurden sorgfältig zugedeckt und halten zum Teil Plüschtiere im Arm. Man könnte meinen, sie schlafen. Wären da nicht das nasse Haar, die wachsbleiche Gesichtshaut und der Schaum in den Mundwinkeln. Ihre nackten Körper sind in noch feuchte Frotteehandtücher gewickelt. Eine Polizistin unterdrückt ein Schluchzen. Im zweiten Zimmer ragt der Kopf eines fünften, etwas älteren Kindes kaum unter der Bettdecke hervor. Kein Puls. Keine Atmung. Sie sind alle tot.

Die Nachricht wird an die Beamtin in der Polizeileitstelle weitergeleitet. Julia ist noch immer am Apparat. Ihre Stimme versagt. Die schockierten Einsatzkräfte verlassen unter Tränen die Wohnung. Psychologische Betreuung wird angeboten, die Staatsanwaltschaft Wuppertal leitet Ermittlungen ein.

ES NICHT SCHAFFEN

Um ehrlich zu sein, gibt es wohl nur einen einzigen Grund, weshalb ich Christiane K.s Geschichte erzähle, und der ist schnell auf den Punkt gebracht: Ich habe es nicht geschafft, Mutter zu sein. Sich an eine Frau zu wenden, die wegen fünffachen Kindsmordes lebenslang in Haft sitzt, mag bei so einem Dilemma nicht gerade naheliegend sein. Doch damals schien es mir die vernünftigste Wahl.

Bevor das Kind da ist, geht man ziemlich blauäugig davon aus, dass das ganze Theater in der Schwangerschaft mit der Entbindung ein Ende findet. Der wie ein Kriegsgebiet besetzte Körper, der schwere Bauch, die extremen Stimmungsschwankungen, der galoppierende oder schwindende Verstand, der von diesem außergewöhnlichen irdischen Herstellungsprozess bezwungen wird. Dabei ist das erst der Anfang. Mutter werden bedeutet, eine Auflösung zu erfahren. Nicht mehr zu wissen, wie man heißt. Das Gefühl, etwas oder jemanden verloren zu haben. Und darauf zu warten, dass alles wieder in Ordnung kommt.

Das erste Jahr nach der Geburt meiner Tochter war wie ein alles verschlingender Abgrund. Oder eine Explosion. Um mich herum nichts, kein Wort, kein Bild, keine Rede von diesem inneren Chaos, von dieser akuten Schizophrenie. Nichts, beziehungsweise hatte ich entschieden, nichts zu lesen, ich wollte mir die Erfahrung nicht verderben lassen. Mutterinstinkt, symbiotische Liebe, die große Rolle meines Lebens. Die meiste Zeit empfand ich so gut wie nichts, abgesehen von dem unangenehmen Gefühl, hereingelegt worden zu sein. Ich dachte, ich wüsste, wie

es geht. Würde eine andere Mutter sein. Doch ich endete wie all die anderen auch. Auf Knien und völlig erschöpft.

Lange gelang es mir also nicht, Mutter zu sein. Ich beobachtete das universelle Märchen der selbstverständlichen, angeborenen und glücklichen Mutterschaft aus der Ferne, wurde wütend auf die selig Lächelnden und die allgemeine Verblendung. Auf meinem Handybildschirm tanzten die frisch und munteren Insta-Mums wie Aufziehpuppen in einem Karussell aus pastellfarbenen Reels. Was stimmte nicht mit mir? Warum empfand ich kaum etwas – zumindest nicht das, was ich angeblich fühlen sollte? Warum wollte ich nur eins: alles rückgängig machen? Diese Mutterschaft, die mir da geboten wurde, ohne Schattenseiten oder Ambivalenzen, war das reinste Weihnachtsmärchen, eine organisierte Propaganda, sprich etwas, bei dem ich nicht mitmachen wollte.

Als ich im September 2020 einen Zeitungsartikel über Christiane K. las, die zwischen den zwei Lockdowns fünf ihrer Kinder getötet hatte, hallte das bei mir nach, ich weiß auch nicht, warum. Für eine Journalistin und frischgebackene Mutter ist der Gedanke, dass ein fünffacher Kindsmord bei ihr »nachhallt«, ganz schön unheimlich. Journalistinnen und Journalisten lügen sich gern in die eigene Tasche: legen die Feder in die Wunde, spielen den barmherzigen Samariter, bringen die Wahrheit ans Licht, solche Sachen eben. Nur ist es mit den Geschichten wie mit manchen Liebschaften: Sie treffen einen unvorbereitet und ergreifen von einem Besitz, sind toxisch, undurchschaubar und lassen einen nicht los – bis man begriffen hat, was sie einem sagen wollen. Genauso ist es mir ergangen. Monatelang habe ich versucht, mich von Christiane zu befreien, während sie wie ein Bumerang immer wieder zu mir zurückkam. Was hatte ich mit dieser Frau gemeinsam? Warum war ich von ihr angezogen, so sehr besessen, dass ich diese Geschichte erzählen wollte?

Heute weiß ich, dass es ein geheimes Band zwischen allen Müttern gibt. Die Sanftmut und Wildheit. Ein Kind zu haben verbindet uns mit der Welt, mit den anderen, mit allen Frauen vor uns und nach uns. Mutterschaft ist Verschmelzung und Trennung zugleich. Zähmung und Anarchie. Leben geben heißt, sich dem Tod anzunähern. Alle Mütter wissen das, nur wenige sprechen es aus. Lange war Mutterschaft kein Thema in der Literatur, obwohl sie die größte Fiktion unserer Realität ist. Mutter sein bedeutet, eine neue Welt zu erfinden. Neue Persönlichkeiten zu erschaffen. Jemand anderes zu werden. Ich war so müde, so aufgelöst, so verloren im ersten Jahr, dass ich nur hoffte, mein Baby nicht aus dem Fenster zu werfen, auch wenn ich manchmal große Lust dazu hatte. Den Gedanken hatten alle Mütter schon einmal, wenn auch flüchtig, beschämt, eher unbewusst: Erschöpfung, psychische Belastung, Schlafmangel. Alle Mütter wissen auch, dass ihnen nichts Schlimmeres passieren könnte, als ihr Kind zu verlieren. Sein Kind zu töten, das ist die Hölle auf Erden. Das absolute Verbrechen und gleichzeitig eine unmögliche Trauer. Oft schreibt man, um das Erlebte zu bannen. Um geschehen zu lassen, was nicht geschehen wird. Vor allem aber schreibt man, um sich zu schützen. Ich denke, ich brauchte Christianes Geschichte als eine Art Elektroschock oder als Talisman.

AUFWACHEN

Umringt von blinkenden, kreuz und quer piependen Maschinen, in einem Bett mit rauem Laken, öffnet Christiane mühsam die Augen. Ihr Körper fühlt sich kaputt an, der Kopf pocht, ihre Sicht ist getrübt. Über der linken Netzhaut hängt ein Schleier, ein Glaukom, das vor einigen Jahren beidseits bei ihr festgestellt wurde. Die Sehkraft auf dem linken Auge lässt immer mehr nach, sie erkennt nur noch Licht und Dunkelheit. Was um sie herum geschieht, entgeht ihr, sie irrt durch eine von Schatten durchzogene Welt.

Sie ist noch jung, nicht mal dreißig, aber manchmal, wenn sie vom Supermarkt nach Hause kommt, mit krummem Rücken wegen der Einkaufstaschen oder der Kleinen, fühlt sie sich, als hätte sie hundert Jahre auf dem Buckel. Verrückte Arme und Beine, eine Matschbirne. Vielleicht verliert man ja mit jedem Kind ein Lebensjahr oder zählt jedes dreifach wie bei Scrabble? Sie blinzelt. Die Wände um sie herum sind gelb tapeziert, sie nimmt wahr, wie Leute hin und her wuseln, Türen sich öffnen und schließen, leises Getrappel auf dem weichen Boden, den Desinfektionsmittelgeruch, der sich in ihrer Nase festsetzt. Wo ist sie? Was ist passiert? Vorhin hat sie ein paar Wortfetzen aufgeschnappt: »Platzwunde am Hinterkopf«, »gebrochene Rippen«, »keine Lebensgefahr«. Sie war zu müde, um die Augen zu öffnen.